

Von Göttingen nach Schaffhausen anno 1794 [Schluss]

Autor(en): **Nabholz, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kommt, die den weiten Platz rings umgrenzt. Dem Eingangstor gegenüber, am andern Ende des Gartens, ist wieder ein Pfortlein in der Mauer; das führt aufs freie Feld hinaus; warum denn? In dieses Heim kommt man doch, um es nicht wieder zu verlassen. Und das ist eben das Gute und Schöne: Daß man an einem Ziele angelangt ist — wenn das Ziel auch rätselvoll und schweigend ist, wie der Weg rätselvoll und schweigend war.

Eine gute, fromme Seele, sagt man, die stehe nach drei Tagen aus dem Grabe auf und fliege geradeswegs zum blauen Himmel und zu den weißen Wolken empor und wisse auf einmal ein „Darum“ auf alle Fragen.

Deshalb beten auch die kleinen Kinder jeden Abend:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm!
Amen.“

Von Göttingen nach Schaffhausen anno 1794.

Reiseeindrücke eines Schweizerstudenten (Joh. Konrad Maurer).

Mitgeteilt von Dr. Ad. Nabholz, Glarus.

(Schluß).

Unser Schaffhauser Student amüsierte sich vortrefflich in Jena und genoß in vollen Zügen dessen reizende Umgebung. Das romantisch-schöne Lobeda lockte ihn und seine Freunde, dann wieder wirkte als Magnet das vortreffliche Ziegenhainerbier, das man in Gunzen zu trinken bekam. „In diesem Dorf wird alle Sonntage getanzt, und Professoren mit ihren Gattinnen und Töchtern mischen sich dann sehr häufig unter den Haufen froher Musenöhne und ergötzen sich mit ihnen. Darin haben wirklich die akademischen Lehrer in Jena einen Vorzug vor denen in Göttingen, daß sie sich den Studenten mehr nähern, nicht in so steifer Entfernung von ihnen bleiben; durch diese am rechten Ort angebrachte Familiarité, die dem Schüler immer wohlthut, wenn er sie zuzeiten an seinem Lehrer bemerkt, vergeben sie nicht das geringste von der ihnen gebührenden Achtung.“

Es lag nahe, daß Maurer seinen Jenersen Aufenthalt auch benützte, um das gepriesene Weimar aufzusuchen. „Wir hörten, daß Komödie da gespielt werden würde, bestellten deswegen Wagen und Pferde und begaben uns in ziemlicher Anzahl dorthin. Der Weg führte uns die sogenannte ‚Schnecke‘ hinauf, einen steilen Berg nicht weit vor Jena draußen, der diesen Namen führt, weil sich der Pfad auf denselben in schneckenartigen Windungen herumwindet. Hinauf geht's noch, aber hinunter zu fahren oder zu reiten, ist nichts für den, welcher auch nur

ein wenig dem Schwindel unterworfen ist. Mich nimmt's wunder, daß man so selten oder vielmehr gar nicht von Unfällen hört, die an diesem Berge Studenten betroffen hätten. Gewöhnlich reiten sie um Mitternacht von Weimar nach Jena zurück, die Lebensgeister durch Wein und Punsch in Feuer gesetzt... Ist man oben auf dem Berge, so bleibt der Weg gut bis nach Weimar; eine ziemlich Strecke desselben führt durch eine angenehme Allee in einem Tannenwalde. Bei dem Tore machte das Wort ‚Pursche‘ ebenso wie in Göttingen den fragenden Unteroffizier eherbietig zurücktreten, und wir rollten vergnügt dem Gasthofe zu. Da noch ziemlich viel Zeit übrig war, ehe wir in die Komödie gehen mußten, so benützten wir sie dazu, ein wenig in der Stadt herumzugehen und den Park bei Weimar zu besuchen. Ich sah nicht leicht eine kleine Stadt, worin ich gewünscht hätte, wohnen zu können, aber hier stieg der Wunsch mehr als einmal in mir auf. Wie man mir sagte, soll freilich auch in Weimar unter dem großen Haufen jener abgeschmackte unnatürliche Ton kleinstädtischen Wesens herrschend sein... Allein, wenn ich mir das auch noch so lebhaft vorstellte, so blieb doch immer der Hang nach diesem Städtchen in meiner Seele. Herder, Goethe, Wieland wohnen da! Männer, deren Schriften ich schon so manche schöne Stunde meines Lebens danke, mußten mir ja den Aufenthalt in ihrer Nähe zum Paradiese machen. Diese

hab' ich nicht persönlich kennen gelernt, allein von dem ersten wenigstens von zuverlässigen Zeugen gehört, daß man im persönlichen Umgange den Mann in ihm finde, der er in seinen Schriften erscheint.

Wir eilten in den Park und besahen das mannigfach Schöne in demselben. Gleich beim Eingang trifft man auf etwas, das einem außerordentlich wohlthut und der Denkungsart des Herzogs Ehre macht. Statt daß ein anderer Fürst, wenn er auch etwa seinen Untertanen erlaubt, ihre Augen an der Pracht zu weiden, die sie ihm größtenteils bezahlt haben, im Despotenton ihnen auf einem Täfelchen beim Eingang in seine Herrlichkeiten zuruft: „Bei Zuchtstrafe ist verboten, hier ...“ usw., so zeigt Karl August Vertrauen auf die Disziplin derer, die in sein Eigentum gehen, indem er anschlagen läßt: „Man ist gebeten, nichts zu verderben, keine Hunde mitzubringen“ usw. Uebrigens kann ich von diesem Garten nicht mehr sagen, als daß man die gewöhnlichen Ingredienzen eines englischen Gartens hier mit viel Geschmack angebracht hat.

Gleich nach unserer Rückkunft in die Stadt begaben wir uns ins Schauspielhaus. Es schien mir so klein als das in Kassel, aber schöner und geschmackvoller. Die Anzahl der Zuschauer war diesen Abend nicht sehr groß, indessen war doch die herzogliche Loge nicht leer. Es wurde ein Lustspiel von Jffland gegeben, betitelt: „Der Herbsttag“. Ich gestehe aber offenherzig, daß ich den größten Teil vom Inhalt des Stückes vergessen habe! ... Sonst möchte Herr Jffland, wenn er wieder einmal einen „Blick in die Schweiz“ tut, wovon aber der Genius des Zeitalters das lesende Publikum in Gnaden bewahren wolle, übel mit meiner Benignität verfahren...

Den 12. Mai kam nun der Abschiedstag von Jena. Als ich beim Posthaus meinen Freunden den letzten Abschiedskuß gegeben, überließ ich mich, ohne viel auf meine Gesellschaft im Postwagen zu achten, ganz meiner Traurigkeit. Wir waren auf dem Wege nach Erfurt kaum ein paar Stunden über Weimar hinaus, so rollte eine Chaise bei uns vorbei und eine Stimme erscholl aus derselben, die mich mit Namen rief und dem Postillon Halt

zu machen befohl. Ehe ich mich recht besinnen konnte, hieß es weiter: „Maurer! komm' runter, dein Keller ist da!“ Ich sprang aus dem Wagen und fand mich in den Armen meines ersten Jugendfreundes, den ich nun schon seit acht Jahren nicht mehr gesehen hatte. Einige von meinen Jenenser Bekannten hatten ihm ein paar Tage vorher von meiner bevorstehenden Abreise Kunde gebracht, und um mich zu überraschen, war er mir entgegengefahren. Ich schenkte seinen Bitten Gehör, einige Tage bei ihm in Erfurt zu bleiben und bezog bei ihm Logis. Einen charakteristischen Zug der Denkungsart der gemeinen Erfurter Bürger in Rücksicht auf die jetzigen politischen Angelegenheiten bemerkte ich gleich auf dem Wege, da ich mit meinem Freunde nach Hause ging. Wir kamen bei der Hauptwache vorbei, wo eben der Major du jour den Soldaten seine Autorität in Reden bezeugte, die sie womöglich zum Vieh erniedrigten. Einige Erfurter, die der Sache zugesehen hatten, wandten sich zu uns und sagten ziemlich laut: „So sollt's mal ein französischer Offizier seinen Soldaten machen! Da geht's aber anders her!“ Wir ließen uns natürlich nicht mit ihnen ein, sondern gingen weiter. Keller warnte mich auch gleich bei dieser Gelegenheit, mich an keinem öffentlichen Orte mit irgend jemand über die Geschichte unserer Zeit einzulassen; denn so günstig ein großer Teil der erfurterischen Bürger den Neufranken wären, so viele Spione gäbe es teils hier, teils sei der Charakter der Einwohner zu schwankend und unbestimmt, als daß man sich in irgend etwas von der Art gegen sie auslassen dürfte. Alles dies bestätigte sich mir nachher durch eigene Beobachtung...

Von dem Roadjutor Freiherrn von Dalberg*), der in Erfurt residiert, hörte ich da nie anders als mit der größten Hochachtung und Liebe sprechen, Schwindelköpfe ausgenommen, welche in unsern Tagen sich durch den Namen „Großer Herr“ gegen die Verdienste eines jeden, der diesen Namen trägt, blind machen lassen. Aber desto unglimplicher verfahren die Erfurter mit dem Kurfürsten von

*) Karl Theodor von Dalberg, seit 1772 kurmainzischer Statthalter in Erfurt, 1808 Kurfürst von Mainz.

Mainz^{*)}). Beides kann ihnen den Vorwurf des Mangels an Billigkeit nicht ziehen. Der Roadjutor gibt sich auch alle Mühe, die Liebe der Einwohner seiner Residenz zu erhalten. Seine Leutseligkeit gegen jedermann gewinnt ihm aller Herzen, und durch seine Neigung zum Wohltun macht er jeden Armen, der ihm seine Not bekannt geben kann, zu seinem Lobredner. Er soll auch so vortreffliche Anstalten getroffen haben, daß keinem, der ein Anliegen hat, der Zugang zu ihm verwehrt werden kann. Ueberdies zeigt er sich als Verächter jedes Adelsstolzes und sucht die verschiedenen Stände in seiner Residenz durch sein Mitwirken einander näher zu bringen. Alle Wochen einmal hält er in seinem Palast Assemblée, wozu jeder rechtlich gekleidete Bürger, wes Standes er auch sein mag, den Zutritt hat. Er gibt öffentliche Bälle, Konzerte usw. Als Gelehrter und Verehrer der Wissenschaften und Künste ist er genugsam bekannt.

Als Universität betrachtet, spielt Erfurt wirklich keine große Rolle. Die Anzahl der Studenten beläuft sich auf etlich und dreißig. Unter den Professoren der medizinischen Fakultät soll es geschickte Leute geben. Mit den jenensischen Professoren stehen sie gar nicht in gutem Einvernehmen, besonders seit einiger Zeit. Sie schnappen denselben manchen fetten Bissen vor dem Munde weg durch die Wohlfeilheit des Preises, wofür sich ein Mediziner von ihnen kann examinieren und zum Doktor machen lassen. Das verführt manchen, der in Jena studiert und die ziemlich großen Unkosten, welche dort mit der Promotion verbunden sind, scheut, daß er sich hier den Doktorhut holt. Indessen muß ich denn doch das noch sagen: Aus allem, was ich so von der Sache sprechen hörte, schien mir zu erhellen, daß nicht nur der wohlfeile Preis, sondern auch die Leichtigkeit, mit welcher man in einem erfurtischen Examen durchkommen mag, manchen jenensischen Musensohn im letzten Vierteljahr seiner akademischen Laufbahn zum Ueberläufer macht.

^{*)} Friedrich Karl Joseph von Erthal, 1774–1802 Kurfürst von Mainz; die Franzosen vertrieben ihn von dort 1792 und zum zweitenmal 1794. — Sein Nachfolger wurde Dalberg.

Die geringe Zahl der erfurtischen Musensöhne macht es sehr leicht, in kurzer Zeit mit allen bekannt zu werden. Wenige ausgenommen, würde ich bei jedem Studenten, den ich in Erfurt kennen lernte, meinen Kopf darauf wetten, er wäre von seinem Vater oder Vormund eher zu allem andern als zum Studium auf die Akademie geschickt worden. Von irgend etwas, das in die Wissenschaften einschlägt, hört' ich nie sprechen. Mit solchen Schulfuchserieien, wie sie's nennen, hätte keiner kommen dürfen. Sinecuren sind Bier, Tabak, Pfeifenköpfe, Pferde usw. die gewöhnlichen Themata, welche in den erfurtischen Burschenkränzchen verhandelt werden. So roh von innen und außen aber auch die Erfurter Studenten sein mögen, so wurde ihnen denn doch in diesem Stück der Rang abgelassen von ein paar Hallenser Brüdern, die bei ihnen auf Besuch waren."

Um der allzu feucht-fröhlichen Gesellschaft etwas zu entgehen, verabredete Maurer mit seinen Jenenser Freunden ein Zusammentreffen auf dem herzoglich-weimarschen Lustschlosse Belvedere. An einem schönen Nachmittag brach er mit seinem Kameraden Keller dorthin auf. „Wir kamen erst um Mitternacht auf Belvedere an, und da alle Zugänge verschlossen waren, so stiegen wir ohne Komplimente, aber nicht ohne Gefahr, über das große Portal in die Allee, welche auf das Schloß zuführt. Alles, was Leben und Atem hatte in dem Wirtshaus, lag ruhig in den Armen des Morpheus. Da wir endlich das Mädchen im Haus vermocht hatten, uns die Türe zu öffnen, gingen wir geradewegs in das Zimmer unserer Jenenser Freunde, die uns nicht mehr erwartet hatten und bereits im tiefsten Schlafe ruhten. Als wir sie weckten, erschrafen sie höchlich und gestanden nachher, daß sie beim ersten Erwachen meinen Gefährten, der ganz burschikos gekleidet war, für einen weimarschen Husaren angesehen hätten, der sie in Arrest nehmen wolle. Am folgenden Morgen begaben wir uns gemeinsam auf den Weg nach dem Lustschlosse Tiefurth, welches Amalia, die Mutter des jetzigen Herzogs, bewohnt. Einen reizenderen Aufenthalt kann es in Deutschland (fast möcht' ich sagen in der

Welt) nicht geben als in dessen Parke; geschmackvollere, durch ihre Simplizität und harmonische Verbindung schönere Anlagen kann man nirgends finden, als hier in Amalias liebstem und fast beständigem Wohnorte. Der schönste Teil im Parke ist der, welcher von einem sanften, spiegelhellen Flusse durchschnitten wird, der sich unter dem Schatten hoher Linden in einen am Ende des Parkes angebrachten großen Teich ergießt; in einer Grotte an diesem Flusse ist eine vortreffliche Inschrift von Goethe, die ich aber leider nicht mitteilen kann, weil ich damals meine Schreibtafel mitzunehmen vergessen hatte. ... Das Ganze dieses reizenden Aufenthaltes macht desto mehr Eindruck, weil man nirgends durch Geschmackloses im einzelnen beleidigt wird; auch macht es einem die Nachricht, daß Amalia selbst Schöpferin dieses Aufenthalts der Grazien sei, noch interessanter. Ich hätte den Park zu Belvedere nicht gleich diesen Nachmittag durchwandeln sollen, denn nun war er mir fast gar nichts gegenüber Tiefurth. Das Karussell, der hölzerne Einsiedler und andere Kleinigkeiten, die ich hier fand, beleidigten mich. Ich ergökte mich an dem zahmen Gewilde, das ich hier sah, ärgerte mich über die Unbilligkeit und rohe Denkart, von welcher viele durch Verderbung der schönsten und kostbarsten Anlagen Spuren zurückgelassen hatten, ohne die mindeste Rücksicht auf die oben schon erzählte Güte des Herzogs zu nehmen, und erquidte mich endlich wieder durch Einatmung balsamischer Gerüche in der völlig in ihrer Blüte stehenden Orangerie. In der Laube auf Belvedere wurde der schöne Tag bei einigen Bouteillen Moselwein vergnügt beschlossen. Keller und ich ließen uns eine Chaise von Weimar bringen, in welcher wir, nachdem der Abschied von unsern lieben Freunden vorbei war, nach Erfurt zurückkehrten.“

Erfurt selbst mit seinem verbummelten Studentenleben war inzwischen dem Schaffhauser gründlich verleidet. Er wartete nur noch, bis sein Freund Keller reisefertig war, der soeben eine Stelle als Regimentschirurg in hessen-darmstädtischen Diensten angenommen hatte und nun die Reise bis Frankfurt mit ihm ge-

meinsam machen wollte. Endlich, am 23. Mai fuhren sie mit der Postkutsche ab in der Richtung auf Gotha. „Unterwegs hörte ich von der Zitadelle Petersberg herunter lustige Musik mit untermischtem Jauchzen und Jubelgeschrei. Der Postillon belehrte mich, das käme von einem Freudenfesther, welches die in der Festung eingekerkerten Mainzer Klubisten hielten. Nu, dacht' ich, kann doch der Vogel in seiner Gefangenschaft noch pfeifen, so macht ihn das seine Gefangenschaft etwas vergessen! Ich ließ mir von unserm Schwager, soviel er wußte, von diesen demokratischen Aposteln erzählen. Er versicherte mir soviel von ihrer Lustigkeit, daß ich das Mitleid mit ihnen übel angebracht fand, dessen ich mich vorher nicht hatte erwehren können, wenn ich an den Petersberg hinaufblickte und mir dann einer zu Gesichte kam.“

Der schreckliche Weg von Erfurt nach Gotha zeigte sich nun in seiner ganzen Häßlichkeit, und wir hatten in unserm offenen Wägelchen nicht wenig von vermishtem Regen und Schneeestöber auszustehen. Mit Vergnügen empfanden wir deshalb die Stöße des Pflasters von Gotha, wo wir zu übernachten entschlossen waren. In dem Wirtshaus, worin wir abstiegen, wurde gerade Ball gehalten; ungeachtet der höflichen Einladung des Wirts mochten wir jedoch keinen Teil an der Lustbarkeit nehmen, gingen vielmehr beim ersten wiederkehrenden Sonnenblick aus, um die Stadt und das herzogliche Schloß zu besuchen. Letzteres hat eine prächtige Lage. Es steht auf einem über die ganze Stadt erhabenen Berge, von wo man eine prächtige, weit ausgebreitete Aussicht hat. Wir besichtigten das Innere des Schlosses mit all seinen Sälen... Sonderbar dünkte mich, daß, wie mir unser Führer, ein Grenadier der Schloßwache versicherte, der Zugang in den Park und zu allen herzoglichen Herrlichkeiten den Fremden immer offen stehe, hingegen sei's dem gothaischen Bürger nur selten erlaubt, sich denselben zu nähern.“

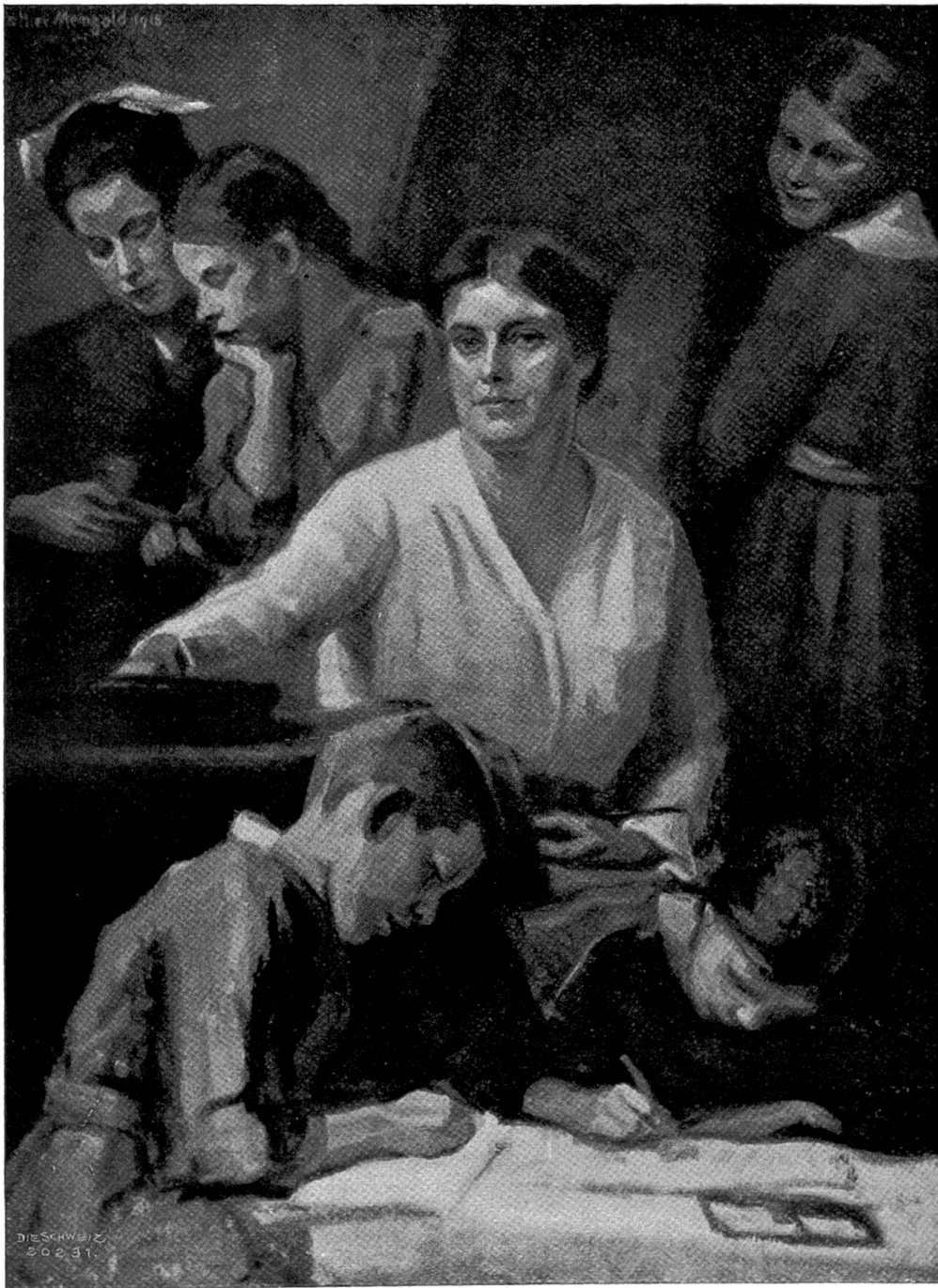
Den Weg von Gotha nach Eisenach legten die beiden Schweizer Studenten zu Fuß zurück, ruhten sich dort einen ganzen Tag aus und wanderten in der Mor-

genfrühe des 26. Mai weiter. Ueber Berka kamen sie nach Bacha an der Werra, ein damals noch hessisches Städtchen, das ihnen nach den schönen thüringischen Ortschaften den denkbar ungünstigsten Eindruck machte. „Eine solche affreuse Uebereinstimmung der Häßlichkeit eines Ortes mit der seiner Einwohner habe ich noch nirgends getroffen. Alles harmoniert in Bacha auf eine entsetzliche Weise, um die Füße der Wanderer beim Durchgang zu beflügeln. Durch finstere schmutzige Straßen zwischen elenden lehmernen Hütten durchzugehen, links und rechts männliche und weibliche Figuren, ihrer Wohnung würdig, zu erblicken, das macht Mut zum Laufen. Wir eilten über Kopf und Hals und standen nicht eher still, bis uns etwa hundert Schritt vor dem andern Tore draußen das Klappern einer Mühle aufmerksam machte. Hier wollten wir eine Erfrischung einnehmen, sind doch gewöhnlich die Müller die wohlhabendsten Leute eines Ortes. Hier war's anders. Mit genauer Not bekamen wir ein Stückchen Schaffkäse, etwas hartes Brot und trüben Rovent (Dünnbier). Es sah im Zimmer so armselig aus, und die Leute hatten ein so elendes Aussehen, daß ich hätte weinen mögen, besonders, da sich ihre Gutherzigkeit bei unserm Weggang dadurch an den Tag legte, daß sie uns für die schlechte Kost nichts fordern wollten, ja nicht einmal soviel annahmen, als wir ihnen dann freiwillig gaben. Landgraf Wilhelm von Hessen muß nie in Bacha gewesen sein, sonst hätte er am Osterfeiertag nicht so vergnügt an der gedeckten Tafel auf dem Weizenstein sitzen können!“

Raschen Fußes eilten die Wanderer weiter; von Buttlar bis Fulda hatten sie Gelegenheit, eine Retourchaise zu benützen. Nur kurz besichtigten sie hier die majestätische Domkirche und den Schlossgarten. Dann ging's weiter bis Schlüchtern. Mittwoch den 28. Mai, morgens zwischen zehn und elf Uhr, kamen sie da an und vernahmen vom Postmeister, daß den folgenden Morgen früh um sechs Uhr das Marktschiff von Hanau nach Frankfurt abginge. Flugs waren sie entschlossen, um diese Zeit in Hanau zu sein, obschon es noch achtzehn bis zwanzig Stunden bis

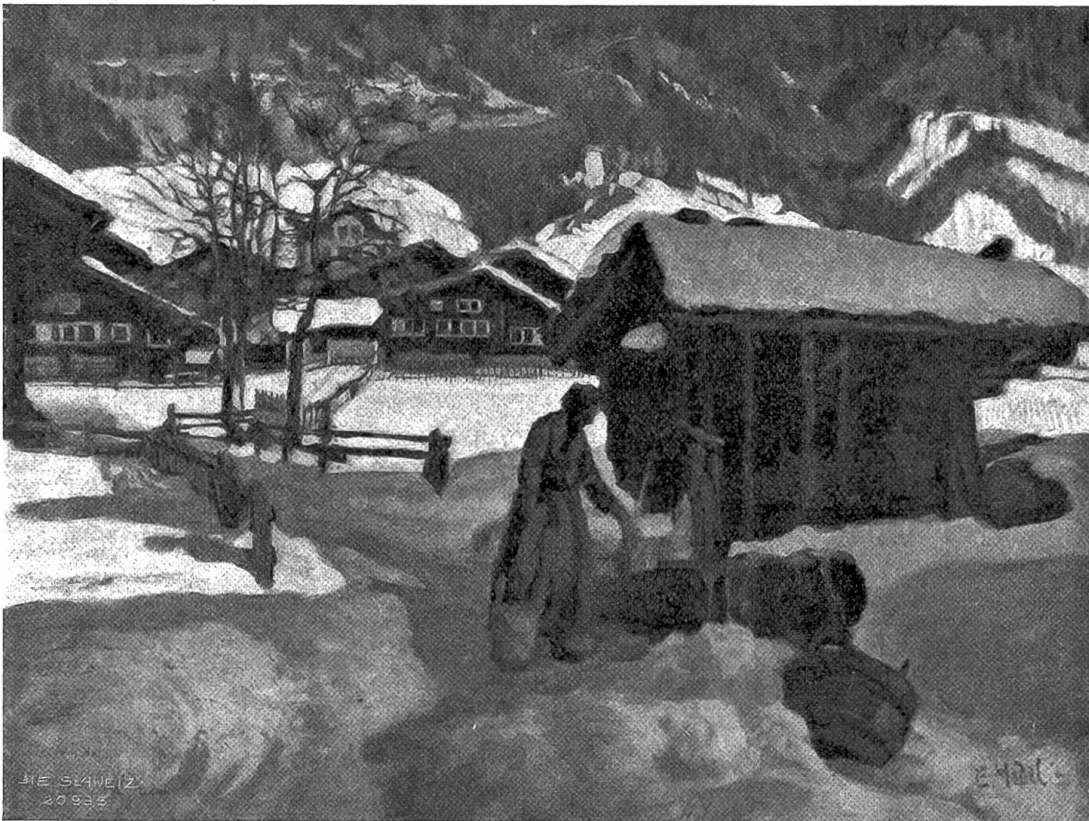
dorthin war; die günstige Gelegenheit durfte nicht versäumt werden. Teils zu Fuß, teils mit Extrapost strebten sie dem Ziele zu und trafen, gründlich durchgerüttelt von der langen nächtlichen Fahrt, am folgenden Morgen am Landungsplatz in Hanau ein. „Doch o weh, das Schiff war eben abgefahren! Verzweifelt liefen wir ihm nach und riefen ein lautes ‚Halt!‘, worauf der Schiffer unser Flehen erhörte und uns noch aufnahm. Ich schauderte zurück beim Einsteigen ins Schiff. ‚Himmel, welche Gesellschaft!‘ dachte ich, ‚lauter Spitzbubengesichter!‘ Doch behielt ich meine Bemerkung für mich. Wir legten uns, wie's da gewöhnlich ist, der Länge nach auf unser Stroh im Schiff, rauchten ein Pfeifchen, und ich nahm unter der Zeit meine Knipperdollingsgesichter aufs Korn. Je mehr ich sie ansah, desto unbehaglicher wurde mir. Mein Freund beobachtete die Sitte, welche auf Postwagen gewöhnlich so gute Dienste tut, sich durch eine Prise Tabak die Gesellschaft geneigt zu machen, und ließ seine Tabatière den ganzen aus acht Personen bestehenden Kreis passieren. Das boshafte Lächeln auf aller Gesichter schreckte mich von neuem und blickschnell dolmetschte ich es so: wenn der wüßte, wer wir wären, er würde uns keine Prise anbieten! ... Jeder dieser verdächtigen Reisegefährten hatte sich, wegen der feuchten Witterung vermutlich, mit einem Lappen den halben Leib bedeckt und jetzt ließen sich bei dem Akte des Prisenehmens nur die äußersten Fingerspitzen sehen; es war, als ob die Hände magnetisch von den Füßen angezogen würden. ... Die Sonne kam und gab mir die traurige Gewißheit, daß der erste Eindruck, den diese Gesichter auf mich gemacht hatten, nicht unrichtig gewesen war. Sie brannte heiß, und unsre Reisegeellschaft wurde dadurch genötigt, sich ihrer Decken zu entladen, womit sie zugleich eine andere von unsern Augen wegnahm: Alle waren gefesselt! Das war eine der unbehaglichsten Stunden meines Lebens, die ich nun in dieser Gesellschaft, bis wir Frankfurt erreicht hatten, zubringen mußte... Endlich langten wir in der Stadt an, und hier wartete uns ein neues Abenteuer.

„Fremde Passagiers!“ rief die am



Esther Mengold, Basel.

Gruppenbild (1918).
Phot. Aug. Höflinger, Basel.

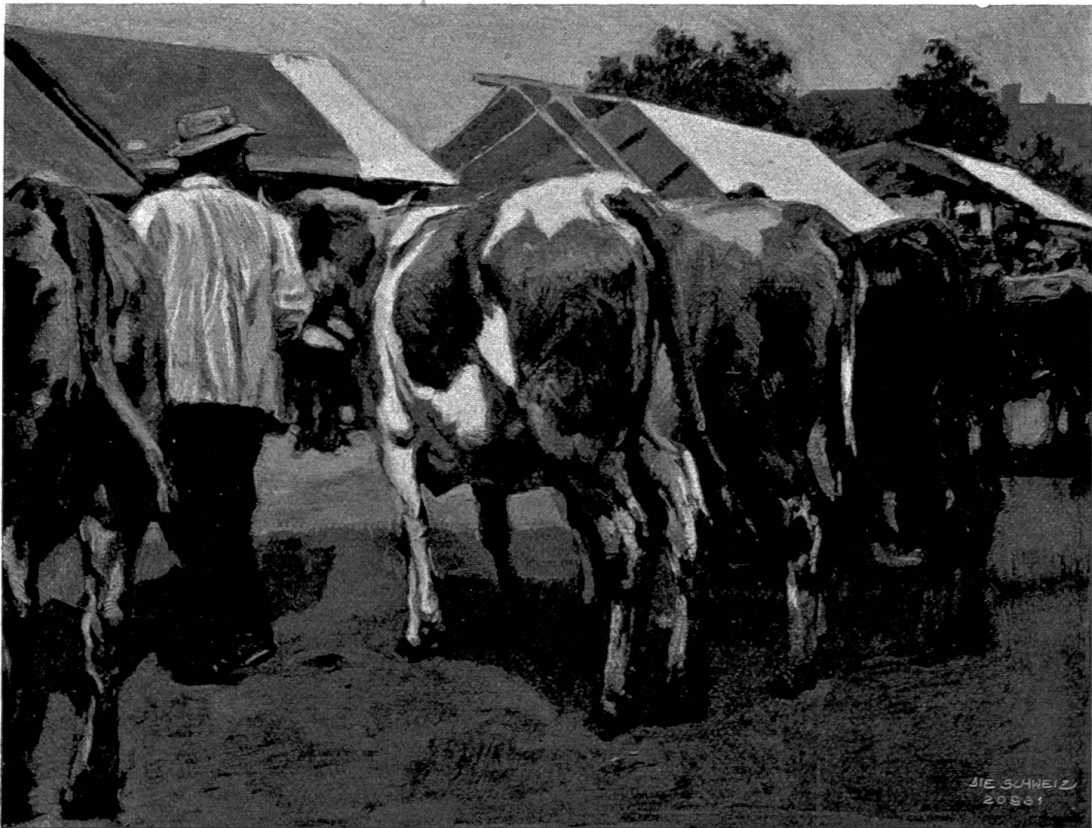


Ernst Hodel, Luzern.

Winterfonne. Delgemälbe.

Ufer stehende Schildwache, und ein Unteroffizier war gleich da und fragte mit scharfem Inquisitorblicke: „Woher kommen die Herren? Und wohin wollen Sie?“ Wir sagten ihm, daß wir geradenwegs von Hanau kämen und jetzt ein paar Tage in Frankfurt bleiben wollten. Ich wies auf Verlangen meinen Paß vor. Der ward als gültig anerkannt, aber meines Reisegefährten Doktordiplom wurde als ein Nihil (Nichts) verworfen und sein langer Sarras (Hieber, Säbel) als eine verdächtige Zierde erklärt. „Denn“, sagte der Unteroffizier, „die französischen Offiziere trugen bei uns auch dergleichen Dinger! Sie müssen auf die Hauptwache geführt werden!“ Er gab uns einen Lämmel von Soldaten zum Begleiter mit. Nun hättest du das Gaffen des neugierigen Frankfurter Pöbels sollen mit ansehen können! Zum guten Glück trafen wir gerade einen vernünftigen Offizier an, der uns nach einem kurzen Examen alles mögliche Vergnügen in dieser berühmten Stadt wünschte und uns in Frieden ziehen ließ. Schnell eilten wir nun in den Gasthof zu Madame Sch., in deren Haus ich mich

vor drei Jahren so wohl befunden hatte. Aber hier gab's anfangs neuen Verdruß. Die Kellner sahen uns zwei Fußgänger, die eben nicht im besten Anzug ankamen, nur so über die Achsel an, und erst nach langem Parlamentieren wies man uns ein niedliches Zimmer an... So lebhaft fand ich's diesmal nicht in Frankfurt, wie vor drei Jahren, wo ich gerade in der Messezeit hier war. Indessen herrschte doch auf allen Straßen so wenig Stille, daß wir sehr laut miteinander sprechen mußten, wenn wir uns einander verständlich machen wollten. Das Auffahrtsfest wurde gerade gefeiert, und ich fand auch da, was mir an fast allen andern Orten, die ich kenne, immer sehr aufgefallen war, daß der größte Teil der Betenner des Christentums sich solcher christlicher Feste nur erinnert, um gleichsam unter ihrer Firma dem Bacchus und andern heidnischen Göttern und Göttinnen ein desto reichlicheres Opfer bringen zu können... Unterhaltung fanden wir besonders in einer lebhaften Straße, wo die Frankfurter Damen von der Halle, mit andern Worten die Sachsenhauser-



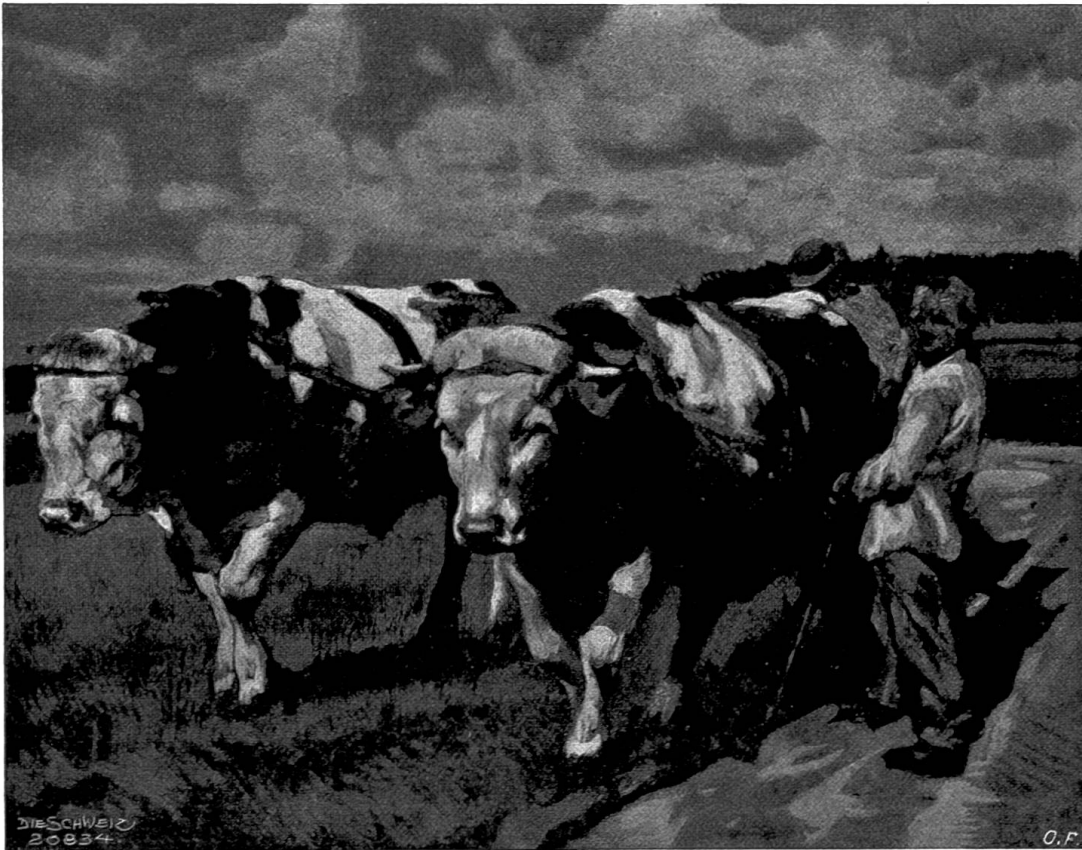
Ernst Hodel, Luzern.

Viehmarkt. Delgemälde.

Weiber, in bunten Reihen Obst verkaufen. Der Anblick dieser Geschöpfe, wenn schon nicht immer der lieblichste, war mir doch so interessant, daß ich wohl eine ganze Stunde mit meinem Freunde neben ihnen auf und ab ging und manchen Kreuzer gegen ihre Kirschen austauschte, um sie recht beobachten zu können."

Abends besuchten die beiden Schweizer auch das Schauspielhaus, wo Ifflands Lustspiel 'Elise von Walberg' gegeben wurde, das ihnen jedoch keinen tiefern Eindruck hinterließ. „Der größte Teil der Zuschauer bestund aus Kaufmannsbedienten und preußischen Offizieren, die eben nicht in bestem Einvernehmen miteinander zu stehen schienen. Diese schnitten Bramarbasgesichter und jene machten verächtliche Stugermienen. Ueberhaupt schienen mir die Kaufmannsbedienten und Lehrlingen in Frankfurt sich alle Mühe zu geben, in Kleidung, Manieren, Gang, Stellung, ja selbst in der Sprache, den deutschen Charakter zu verleugnen und zu jenem armseligen Kompositum zu werden, das wir so oft Franco-Englishman nannten."

Da Maurer Frankfurt schon bei seinem frühern Aufenthalt eingehend besichtigt hatte, wollte er sich diesmal nicht lange aufhalten. Nur einen Tag blieben die beiden dort und marschierten dann weiter nach Darmstadt. Hier sollte der Reisegefährte Dr. Keller die ihm brieflich in Aussicht gestellte Regimentschirurgusstelle antreten. Im schön gelegenen „Darmstädterhof" vor dem Tore draußen bezogen sie Quartier, und Dr. Keller eilte sofort zum Stabsmedicus A., der ihm seine bevorstehende Ernennung angezeigt hatte. Statt daß dieser ihn nun aber dem Versprechen gemäß als Regimentschirurg bei den hessen-darmstädtischen Truppen in den Niederlanden einstellte, ernannte er ihn bloß zum Oberschirurgus im stehenden Feldlazarett zu Bickenbach. Trotz seiner schweren Enttäuschung nahm Keller die Stelle an, eingedenk des Wortes: Ein Vogel in der Hand ist besser als zehn auf dem Dach! ... „Fürs erste ward nun Keller angekündigt, daß er erst in einigen Tagen dem Serenissimo Ludwig X. könnte vorgestellt werden, und dann müßte erst der Herr Stabs-



Ernst Hodel, Luzern.

Feldarbeit. Delgemälde.

medicus einen gelegenen Tag haben, ihn in Bickenbach einzuführen. So dauerte sein Aufenthalt in Darmstadt vom 31. Mai bis den 9. Brachmonat, und damit auch der meinige. Zum Nichtstun verurteilt, waren wir meist übler Laune, hatten übrigens doch manchen Spaß an der zahlreichen Table d'hôte und machten viele erquickende Spaziergänge.“

Am 9. Juni fuhr Maurer endlich mit seinem Freunde Keller und dem Stabsmedicus von Darmstadt nach Bickenbach, teils um den Ort kennen zu lernen, an dem jener nun wohnen sollte, teils weil er infolge eines Vorschusses auf dessen erste Gage Ansprüche hatte und ihm bis zu deren Eingang die Mittel zur Weiterreise fehlten. Aus den vorgesehenen paar Tagen wurden zwei Wochen, indem das Kriegskollegium zu Darmstadt nicht durch prompte Bezahlung glänzte. Es war ein verdrießlicher Aufenthalt für den jungen Reisenden, der anfang, sich nach der Heimat zu sehnen.

„Während meines Aufenthalts in Bickenbach wurde auch mein Wunsch er-

füllt, Sansculotten zu sehen. Es wurden 3000 Gefangene (im Treffen von Landrecy April 1794 gefangen) unter pfälzischer Bedeckung hier durchgeführt, welche man nach Ungarn und Siebenbürgen auf den ... Kirchhof transportierte. Zum Teil wurde durch die rohen pfälzischen Wächter dafür gesorgt, daß sehr viele auf der Reise den Weg nach dem Schattenreiche nahmen. Mir schauert noch die Haut, wenn ich an die unmenschliche, barbarische Behandlung denke, welche diese unglücklichen Gefangenen auszustehen hatten und wovon ich leider auch Augenzeuge sein mußte... Uebrigens blieb auch hier der Franzos — Franzos! Diejenigen, welche gut fortkommen konnten, gingen so leicht und munter einher, als führte man sie zum Ball. Hie und da trillerten einzelne lustige Liederchen, bald hörte man einen ganzen Trupp sein ‚Ça ira‘ und ‚Allons enfants‘ anstimmen. An Uniform war da nicht zu denken; selten sah man einen, der völlig wie ein Soldat gekleidet gewesen wäre. Ueberdies war die Kleidung größtenteils äußerst elend und

gab ihnen das Ansehen einer Herde Galeerenflaven... Die gefangenen Offiziere, welche den folgenden Tag kamen, sahen denn doch viel besser aus und schienen sich auf der Reise nichts abgehen zu lassen. Ein pfälzischer Offizier versicherte uns, es seien einige unter den lumpig gekleideten gemeinen Soldaten, die von vornehmerm Stande wären und ganze Beutel voll Louis-d'or bei sich trügen."

Endlich kam die Erlösungstunde für den wider Willen in Bickenbach festgehaltenen Schaffhauser Studenten. Das benötigte Geld traf ein und zugleich der Bericht, daß er in Darmstadt einen Platz auf dem Postwagen finden werde, um nach Stuttgart zu fahren. Fröhlich nahm er jetzt von dem langweiligen Feldlazarett Abschied und eilte nach Darmstadt hinein. Doch neues Pech verfolgte ihn. Der Postwagen dort war schon gefüllt, und nur aus Gefälligkeit räumte man ihm noch ein Plätzchen vorn im Korb auf einer Kiste ein; erst in Weinheim wurde ihm eine bessere Sitzgelegenheit zuteil. „Die übrige Gesellschaft des Postwagens bestand aus vier französischen Offizieren von der Nationaltruppe, die bei Landrecy gefangen genommen worden waren und nun auf Parole die Erlaubnis hatten, eine Reise durch Deutschland zu machen; ferner aus einem jungen Frankfurter Kaufmann, zwei jungen Engländern mit ihrem Hofmeister, der ein emigrierter Frankreicher war, einem Zürcher Kaufmann, einem darmstädtischen Kutscher und zwei Frauenzimmern, die auf Abenteuer ausgingen und ... sie fanden. Denn der niederträchtige französische Hofmeister gab seinen jungen Elèves selbst Anleitung, verliebte Abenteuer mit diesen filles de bonne volonté zu bestehen. Die Unterhaltung mit den französischen Offizieren verkürzte mir die Zeit auf die angenehmste Weise. Ich fand in ihnen nicht schwärmerische Revolutionäre, sondern vernünftig und bescheiden rasonierende Bürger der neuen französischen Republik, warme Verteidiger der Freiheit. Aber — was mir damals nicht einleuchten wollte, weswegen ich aber in der Folge diese Männer nur um so höher schätzte — sie waren auf Robespierre sehr übel zu sprechen und prophezeiten voraus, was

sich nachher mit ihm zutrug. Einer von den Offizieren erzählte mir, er hätte mit dem jüngern Robespierre einige Jahre studiert und wäre mit ihm auf dem vertrautesten Fuß gestanden. Jetzt könne er ihm nicht mehr gut sein; denn, setzte er hinzu, *il agit de concert en toutes choses avec le monstre qui se nomme son frère*."

Je näher wir Heidelberg kamen, desto weniger sprachen wir, denn nun mußten wir schauen! Die Gegend, in welcher diese erste Stadt in der Pfalz am Rhein liegt, ist zum Entzücken schön, fruchtbar, wohl angebaut, und voll der herrlichsten Aussichten fürs Auge. Besonders auf der jetzt prächtigen, neu erbauten Brücke gewährt der Anblick des Neckars und seiner schönen, größtenteils bergichten Ufer unennbares Vergnügen. Wir mußten uns hier ein paar Stunden aufhalten, kamen aber wegen der drückenden Sonnenhitze nicht zum Speisezimmer hinaus. Dann ging's weiter bis Bruchsal, wo die Reisewagen in der Nacht beim Posthaus eintrafen. Hier gab man uns die unangenehme Nachricht, der Wagen nach Stuttgart fahre erst morgen nachmittag von da weg, wir könnten also hier der Ruhe pflegen. Betten bekamen wir nicht und mußten, nur so auf harten Bänken liegend, uns Kopfweh anschlummern. Der Aufenthalt in der bischöflichen Residenzstadt hätte mich recht ennuiert, wenn nicht der Ab- und Zufluß der Fremden auf der Post mich etwas zerstreut hätte. Die Table d'hôte war außerordentlich zahlreich und würde viel Unterhaltung gegeben haben, hätten nicht die verzweiflungsvollen Gesichter und das elende Aussehen der französischen Emigranten, welche sich daran befanden, Mitleiden erweckt und trauriges Stillschweigen hervorgebracht. Niemand war dabei gleichgültiger als ein kaiserlicher Leutnant, der ein abgesagter Feind aller Franzosen zu sein mehr als einmal hoch beteuerte und der ganzen Nation einen Kopf wünschte, ihn mit einem Hiebe herunterzusäbeln! — Für die unglücklichen Emigrés, die aus Offizieren von der Armee des Prinzen Condé und einigen Geistlichen bestanden, muß der Anblick der Nationaloffiziere fränkend gewesen sein. Diese waren so munter, so



Ernst Hodel, Luzern.

Weidende Schafe. Delgemälbe.

gut mit Kleidern und mit Geld versehen, währenddem jene armselig, fast von allem Notwendigen entblößt, in der Welt umherirren mußten, im Ausland schnöde Zurückweisung und im Vaterland die Guillotine zu fürchten hatten.“

„Am frühen Morgen kamen wir in der Residenz Ludwig Eugens, in Stuttgart an und begaben uns alle miteinander in den Gasthof zum ‚Waldhorn‘, wo man sehr gut logiert und bewirtet ist. Hier trank ich zum letztenmal mit meiner bisherigen Reisegesellschaft den Kaffee, wünschte ihnen allerseits glückliche Reise, den Frauenzimmern gute Besserung an Leib und Seele, den Franzosen baldige Gelegenheit, als freie Männer in ihr Vaterland zurückzukehren, dem kaiserlichen Offizier Erleichterung von dem militärischen Binde, der ihn plagte, und trennte mich dann von ihnen. Ich kann nicht sagen, welche freudige Empfindung meine ganze Seele erfüllte, da ich mich nun in Stuttgart, einer mir wohlbekann-

ten Stadt, meinem Vaterland so nahe, befand!

Von Stuttgarts schönen Gebäuden, Straßen und öffentlichen Plätzen will ich hier nichts weiter erzählen. Ich fand noch alles wie bei meinem frühern Aufenthalt. Nur bemerkte ich mehr Militär in der Stadt als damals, sah Kanonen aufgepflanzt auf der Hauptwache, allenthalben Wachen ausgestellt und hörte hie und da von Rebellion flüstern. Das nahm mich wunder. Ich fragte nach und erfuhr von einem alten, ehrlichen, treuherzigen Bürger dieser Stadt, alle diese kriegerischen Präservativmittel wären notwendig gemacht worden durch die Weigerung eines Schusters, seinem Gesellen einen Gulden, der ihm gebührte, zu bezahlen! Ich konnt's im Anfang nicht begreifen. Allein ich hörte dann doch, daß der beleidigte Schustergesell seinen Zorn und sein dadurch erwecktes Freiheits- und Gleichheitsgefühl auf die ganze Gilde und diese auf einen großen Teil der übrigen Handwerker

und Bürger fortgepflanzt habe; dadurch habe die Sache ein ernsthaftes Ansehen bekommen und nachdrückliche Maßregeln notwendig gemacht. Dreißig bis vierzig Handwerksgefelln wurden eingestekt; das benahm dem Freiheitsgeschrei denn doch einen ziemlich großen Teil der Volltönigkeit...

Unter den in diesem Schauspiel auftretenden Personen spielte Ludwig Eugen nach allem, was ich hörte, eben nicht die beste Rolle. Er blieb in seinem Ludwigsburger Schloß, bis alles in Stuttgart wieder in Ruhe und Ordnung war. Dann kam er, den Bürgern zu danken dafür, daß sie wieder stille geworden seien, das heißt, sich von seinem Militär hätten in Schrecken jagen lassen. Es sagte ein gescheidter Mann — und ich stimme ihm bei —: Wenn der unglückliche Ludwig XVI. an jenem Tage, wo zum erstenmal der rasende Pöbel gegen die Tuilerien drang, statt sich hinter den Vorhängen zu verbergen, auf einem stolzen Pferde mitten unter sie gesprengt wäre und sie im Herrscherton gefragt hätte: Was wollt ihr?, so hätte er seinen Kopf noch und wäre noch auf dem Throne! Wenn nur das „wenn“ nicht wäre!... Ludwig in Frankreich war eben Ludwig, und Ludwig in Würtemberg ist nun einmal Ludwig; drum blieb jener hinter dem Vorhang und dieser im Ludwigsburger Schlosse."

Und nun kam noch der Schluß der langen Reise. Zu Fuß wanderte Maurer durchs schöne Würtembergerland, am ersten Tag bis Tübingen, dann weiter über Osterdingen und Hechingen nach Balingen. In Baldingen kehrte er frohgestimmt in der neuen Herberge „Zum goldenen Stern“ ein, wo ein reinliches Zimmer, reinliche Kost und eine artige, gefällige Wirtin zu finden war. Von hier ging die Reise nach Tuttlingen.

„Auf dem Wege dorthin war die Straße voll Menschen und Wagen, die von da nach Haus zurückkehrten. Ich hörte, daß heute eine große Feierlichkeit in diesem Städtchen gewesen wäre, weil ein Gesandter von Stuttgart im Namen des neuen Herzogs (Ludwig Eugen, 1793 bis 1795) die Huldigung da entgegengenommen hätte. Gleich beim Eintritt in dieses Städtchen hörte ich etwas, das einem ver-

stimmten Trommelton glich, und nicht lange dauerte es, so sah ich die Gardes nationales von Tuttlingen das Gewehr präsentieren vor dem Gesandten des Herzogs. Einen komischeren Aufzug, als diese Bürgermiliz machte, kannst du dir nicht denken... Beinahe in allen Wirtshäusern wurde getanzt, und alle waren voll Fremder. Lange lief ich herum, bis ich endlich im „Ochsen“ Quartier fand. Eine interessante Szene hatte ich hier, die mir das Abendessen noch einmal so schmachhaft machte. Die Gardes nationales wurden da von ihrem Hauptmann pro tempore bewirtet. Oben saß der Hauptmann; der Leutnant, die komischste Figur von allen, meines Erachtens mit einer abgetragenen piemontesischen Montur angetan und ein mächtiges Schwert aus den Ritterzeiten an der Seite, fing die Mahlzeit mit den Worten an: Nun wollen wir auch einmal für uns leben, haben wir doch den ganzen Tag nur für Stadt und Land gelebt!... Lebhaft war die Unterhaltung der Kriegsmänner nicht, sie wurden durch das wichtige Geschäft des Essens daran verhindert. Wenn's die Tuttlinger darauf anlegten, gerade den possierlichsten Auschuß von ihnen an diesem feierlichen Tage die militärischen Honneurs machen zu lassen, so haben sie ihren Zweck vollkommen erreicht... Als es dann dunkelte, wurden vor zwei Häusern noch Illuminationen gegeben. Ein Tuttlinger Kaufmann drückte seine Freude durch einige Lämpchen aus, die er hinter geöltes Papier hinter seine Fenster stellte. Das andere Haus war das eines Zürchers, der sich in Tuttlingen aufhielt. Er wollte eine ganz hübsche Illumination vor seinem Haus veranstalten, aber er hatte die Lampen, welche dazu gebraucht wurden, vorher nicht recht untersucht. Der größte Teil derselben wollte nicht brennen, und so bekam man von dem schönen Ganzen immer nur einzelne kleine Partien zu sehen. Das Wesentlichste der ganzen Vorstellung war eine Pyramide, worauf der Name LUDOVICUS prangen sollte. Aber das Schicksal wollte nicht, daß man je diesen Namen vollständig sah. Bald kam zum Vorschein: LUD...US, bald LU...CUS, bald wieder L.O...CUS, kurzum, er wurde mit seiner Illumination

das Gespött der Bürger, von welchen überhaupt viele an der Huldigungsfeier mit keinem großen Interesse Anteil nahmen. Das erfuhr ich auf eine lustige Art.

Ich war nicht

lange unter dem Haufen der Zuschauer, so hörte ich neben mir einen Bürger zum andern sagen: „Der Fremde da soll mir auch seinen Spaß über die Feierlichkeit haben!... „Glaub' dazu, 's ist ein Franzos“, gab ihm der andere zur Antwort. Das merkt' ich mir und frug nach einer Weile in gebrochenem Deutsch die beiden Männer, was das Ding zu bedeuten habe? Sie spotteten darüber und fingen nun

an, mir so viel von der ihnen widrigen Huldigung, von ihrem Herzog usw. zu sagen, mich soviel von Frankreich ausfragen zu wollen, daß ich's nicht rat-

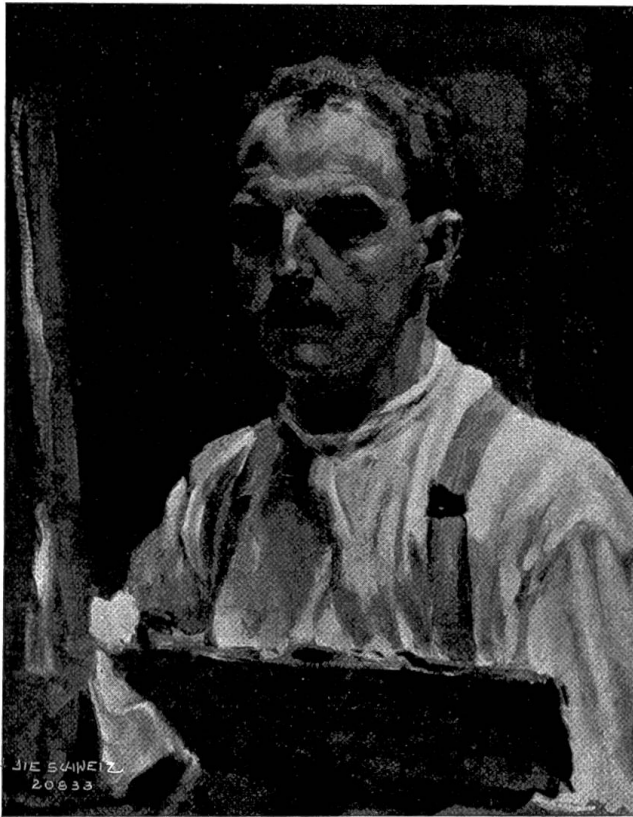
sam fand, mehr Deutsch zu verstehen, mich sobald wie möglich wegschlich und ins Wirtshaus zurückkehrte. Dort hatt' ich die Unannehmlichkeit, mein Schlafzimmer

mit vier mir gänzlich unbekannten Personen teilen zu müssen; indessen schlief ich tüchtig bis an den hellen Morgen...“

Mit Extrapost fuhr Maurer nun bis Engen und wanderte von da zu Fuß seiner Vaterstadt zu; je näher er ihr kam, desto heftiger wurde das Verlangen nach ihrem Anblick.

Im ersten schweizerischen Dorfe Thann gen kehrte er noch rasch im „Adler“ ein und hörte von dem

geschwähigen Wirte, daß in Schaffhausen alles in guter Ordnung stehe. Am Abend lag er in den Armen seiner Eltern, die ihn freudig erwartet hatten.



Ernst Hodel, Luzern.

Selbstbildnis. Oelgemälde.

Ein Schweizermaler: Ernst Hodel.

Von Dr. Franz Heinemann, Luzern.

Wie oft schon kam der Kunstfreund, der Sammler, der Bilderhändler in den Fall zu beteuern: „nicht Hodler, sondern Hodel“. Nicht zwar, daß die Kunsthand-schrift derselben beim Kenner und Verehrer beider eine solche Verwechslung aufkommen ließe, wie sie das sonderbare Geschick der fast gleichklingenden Namensgebung zu verantworten hat! Wozu noch die Uebereinstimmung hinzukommt, daß beide — Berner sind. Für Ernst Hodel sei aber auch gleich gesagt, daß er mit seinem abgeklärten Kunstbekenntnis eine Korrektur jenes Mißverständnisses ver-

trägt. Und das mehr und mehr, seit er eine wachsende Gemeinde stiller, aber treffsicherer Verehrer seines Kunstkönnens erhalten. In aller Stille, in fast unheimlicher Bescheidenheit ist Ernst Hodel in seinem intimen Verkehr mit der Natur und ihrer verschwiegenen Größe selbst groß geworden. Keinem Kunsthändler hat er sich dabei verschrieben. Die Presse hat mit Vorliebe den andern, zum Verwechseln anklingenden Namen genannt, besprochen und gedruckt. Aber eingeweihte Gourmands der Kunst fanden auch den Hodel. Auch bei ihm kam es vor,